

erjagen und haschen sie auf der Erden, theils auf den Bäumen, theils gar in der Luft fliegende, welches auch die Dauben wol wissen, und wann sie einen Raub-vogel sehen daher kommen, gleich der Art zu unterscheiden wissen, und sich nach Gelegenheit, in die Luft, auf die Erde, oder anders wohin begeben. Des Habichs und anderer Raub-vögel Speise ist Fleisch, andere Nahrung geniessen sie nicht, mögen absonderlich die Hasen gern fressen, welchen sie, sobald sie solchen ertappen, zuerst die Augen ausschacken. Wann der Habich mercket, dass seine Augen dunckel werden, brauchet er den Safft von Wegwart. (Forts. folgt.)



## Ein Spaziergang in die Alluvion am längsten Tage des Jahres 1902.

Von Gustav von Burg, Olten.

(Schluss.)

Es beginnt fein zu regnen, so, wie wenn es 8 Tage lang nicht mehr aufhören wollte. Ich trete den Rückweg an. Im Tannenwäldchen an der Aare entdecke ich, wohl 12 m über dem Boden, in einer Tanne ein mit Jungen besetztes Spechnest; da keines der Alten sich zeigt, obwohl die Jungen heftig nach Futter schreien, so kann ich die Art nicht bestimmen. Ich nehme an, es seien *Grünspechte*.

Kaum bin ich aus dem Wäldchen getreten, stieben 2 Rebhühner vor mir auf. Dieses Paar hat jahrelang eine fröhliche und zahlreiche Nachkommenschaft glücklich aufgebracht. Dies Jahr scheint ihre Hoffnung zu nichte geworden zu sein, beide Hühner fliegen ausserordentlich weit weg gegen das Dorf Ober-Gösigen hin. Beim Durchschreiten eines Stückes Sumpflandes fährt eine einzelne Bekassine heraus. Ob sie wohl hier nistet? Kaum, es wird eine im Frühjahr aus irgendwelcher Ursache zurückgebliebene sein. Ich gelange nun in das Gebiet der Sumpfmeisen, wo ich im Winter oft hunderte beieinander traf; doch beobachte ich heute hier nur Blau-meisen, eine recht ansehnliche Familie; von den Weidenmeisen (*Parus montanus accedens* [Br.]) keine Spur, kein Laut. Dieselben halten sich im Sommer nicht bei uns auf.

Der Regen fällt stärker. Leise summt er durch die Blätter und Nadeln der Bäume und die grössern Tropfen klatschen auf dem grünen und braunen Laube am Boden. Die Aare rauscht wie seit tausend und tausend Jahren; jedes fallende Regentropflein spritzt einwenig Gischet auf und versinkt dann verflossen und vergessen, im Meere von Tropfen, wie das Menschenleben. Die Büsche glänzen im Nass; es ist kein freudiger Glanz; seit Wochen nichts als Regen und Regen. Wie in Thränen zerfliessend sieht alles aus. Satter Nebel zieht über den Dottenberg; Frohburg, Säli und Engelberg verschwimmen im Regenschleier. Alles schweigt; selbst vom Dörfchen Schachen, das am andern Ufer der Aare, gerade mir gegenüber liegt, tönt kein Geräusch herüber. Verdrossen wirft der Fährmann die Kette hinüber; der rauschende Regen und der murmelnde Fluss verschlingen das Brausen des Schiffes im rasch fliessenden Wasser. *Schwalben* und *Seyler* schwirren müde und nass über der Aare; 2 *Krähen* fallen lautlos in die gewaltigen Taunen am Ufer ein. Drüben, auf der rechten Seite der Aare, der entlang mein Weg geht, das gleiche trostlose Bild: trübe Landschaft, weinende Bäume, Sträucher und Kräuter; stumme Vögel, grauer Himmel. Beim Hause des Lehrers Kissling liegt in der Strassenrinne das Rotschwanzweibchen, einsam und unbetrüert. Die Jungen wird der Regen und der Hunger töten. In Millionen Tröpfchen fährt das Wasser des Flusses auf, wenn ein Regentropfen es trifft, als jammere es in stummem Schmerze zum Himmel auf bei dieser drohenden Sündflut. Die Büsche neigen sich trauernd tief in den schmalen Pfad herunter und überschütten mich einsamen Wanderer mit ihren Thränen. Alles ist düster im dunkelnden Abend, und schwer lastet die Trauer der Natur auf dem Gemüt. „Il pleure dans mon cœur, comme il pleut sur la ville“, sagt Verlaine, der höllische Absinthsäufer und himmlische Dichter.

Da ertönt trotz Regen, trotz Abenddunkel, all der trostlosen Eintönigkeit zum Trutz, ein munteres fröhliches Singen aus einer Weide am Aarufer. Ein kleiner, brauner Gesell ist der brave Sänger, ein munterer Zaunkönig. Wenn dieses winzige Bürschlein alles Düstere da draussen so leicht zu ertragen vermag, wenn dieses kleine Herzlein in der saugesfrohen Brust noch fröhlich sein kann bei all dem Leid der Natur, wie viel mehr soll dann der Mensch ertragen, dem bei dem unaufhörlich niederrieselnden Regen nicht die Kinder unkommen, dem beim heftig wehenden Winde nicht die Kleinen erfrieren wie dem Zaunkönig! Also Kopf hoch und ein Lied gesungen auf die kommenden fröhlichen Tage!



### Zur Amselplage.

Es giebt Übelstände, welche viele empfinden und über die sie etwa auch im engeren Kreis weidlich sich beklagen. Aber keiner wagt es, sie öffentlich zur Sprache zu bringen und eine sachlich nüchterne Erörterung darüber zu veranlassen, weil man die landläufige öffentliche Meinung von abweichender Art fürchtet. Zu diesen Übelständen gehört für die Garten- und Rebenbesitzer die Vermehrung nicht bloss, sondern das Gebaren, welches die Amsel neuerdings ganz unverkennbar gegenüber von früher angenommen hat. Noch vor ein paar Jahrzehnten ein seltener Vogel, dem es im Wald am besten gefiel, ist sie heutigen Tages zu einem Garten- und beinahe zu einem Hausvogel geworden, dem es in möglichster Nähe der Menschen und ihrer Anpflanzungen am wohlsten zu sein scheint. Im Zusammenhang damit hat sie sich zu dem bekant netten Grundsatz bekehrt: „Bescheidenheit ist eine Zier; doch kommt man weiter ohne ihr.“ Meiner mehrjährigen Beobachtung nach kann sie sich nunmehr in dieser Hinsicht mit dem unverfrorensten Spatzen gerne messen, ja scheint ihm sogar „über“ zu sein. Sie ist mit einem Wort zu einem Hauptraubtier unserer Gärten geworden, das vom ersten sich färbenden Erdbeer an, an dem man sich Mitte Mai erfreuen möchte, bis zur letzten Winterbirne auf den Bäumen Anfang November, hinter allem in massloser Gefrässigkeit her ist. Dabei ist sie eine raffinierte Schleckerin und Feinschmeckerin: Birne um Birne hackt sie oben am Stiel, wo die Reife beginnt, an und fliegt von einer zu andern, die damit natürlich als Tafelobst, das ablagern sollte, radikal kaput ist. Mir hat sie in den letzten Jahren ganze Bäume, namentlich von mittelfrühen Herbstsorten, ebenso ganze Bäume von italienischen Zwetschgen abgemaust, so dass mir die sonst vortrefflichen und sehr geeigneten Sorten nachgerade völlig entleidet sind. Und nun gar vollends die armen Trauben an der Wand! Haben sie glücklich die Maifröste passiert, sind gespritzt und geschwefelt und sonst in jeder Weise doktorlich behandelt, so meint natürlich wieder die Amsel, alle diese Mühe und Arbeit sei extra für sie gemünzt und hackt jede Beere weg, wie sie sich färbt, oder zerhaut die ganze Traube, dass sie ekelhaft zusammenfault — alles mit einer Ungeniertheit, dass die Räuberin einem kaum aus dem Wege geht, wenn man daher wandelt, seinen oder vielmehr dieses „nützlichen“ Vogels Herbstsegen zu beschauen. Da kommt einem der bittere Gedanke, dass es einfacher und weniger schmerzlich gewesen wäre, hätte im Frühling der Frost oder hätten die sonstigen Feinde unseres feineren Gartenbaus, wie die Raupen und anderes Geschmeiss, das Erträgnis schon im Entstehen vernichtet, statt dass es einem jetzt hart an dem endlichen Ziel vor der Nase weggefressen wird, und zwar in erster Linie durch die geliebte Amsel, das Schosskind unserer sentimentaln Seelen! Denn „sie singt ja so schön“, heisst es wie aus einem Mund. Erstens thut sie das aber bekanntlich nur kurze Zeit, während für gewöhnlich ein hässliches Räubergekrächz ihre Musik ist. Und zweitens: was kaufe ich mir für das bisschen schöne Singen? Das ist kein Posten, der in eine nüchterne landwirtschaftliche Rechnung gehört. Bis man mir — aber realistisch und sachkundig, nicht mit städtischer Rührseligkeit — beweist,